

Manfred Durzak
Paderborn Üniversitesi
Alman Dili ve Edebiyatı Bölümü

Elias Canetti – ein europäischer Autor?

ABSTRACT

Elias Canetti – a European Writer?

In his study named "Elias Canetti- ein europäischer Autor?", Prof. Dr. Manfred Durzak searches the traces of what kind of cultural tradition he comes from. Durzak states that Canetti has lived at the edge of multi-cultural and multi-lingual environment in which he existed, and that being outcast has added richness to him. Durzak names him as "Homo literatus" whose real homeland is books. Canetti emphasizes that kind of multi-milieu has not made assimilation on him but created a new hybrid identity which combines the differences.

Nein, ich unterschläge das Fragezeichen im Titel meines Vortrags nicht. Ich bin mir keineswegs sicher, ob diese topographische Zuordnung Elias Canettis stimmt. Und wenn, handelt es sich dann nicht nur um eine abstrakte Zuordnung, die, von einer gewissen politischen Aktualität getragen, heutzutage gern nach ideellen Vorbildern Ausschau hält, die den allmählichen Prozeß einer Überwindung von nationalen Grenzen in einem sich zu einem einzigen Wirtschafts- und Gesellschaftskörper allmählich zusammenwachsenden Europa stützen könnten. Andererseits hat der Oxforder Literaturhistoriker und Schriftsteller John Bayley, der Ehemann von Iris Murdoch, über deren Lebensende er bewegend geschrieben hat – ich komme später nochmals auf ihn zurück – in einem der schönsten und erhellendsten Essays zu Canettis Werk Anfang der 80er Jahre in der „London Review of Books“¹ am Ende seiner

¹ Hier zitiert nach der Übersetzung unter dem Titel „Canetti und Macht“, in: *Hinter der Verwandlung. Beiträge zum Werk von Elias Canetti*, München 1985, S. 133-147.

Ausführungen festgestellt: „[...] in Canettis Fall [ist] das Exil selbst eine für das Genie geschaffene Lebensform, denn seine Heimat ist die Gesamtheit der europäischen Tradition.“ (S. 147) Dann wäre Canetti allerdings ein Schriftsteller von europäischem Rang, keiner Nationalliteratur zuzuschlagen, sondern eine literarische Positionierung vorwegnehmend, die wünschenswert wäre und heute allerdings noch immer eine Sache der Zukunft ist.

Dennoch will mir scheinen, im Falle Canettis sind Zweifel angebracht, ob er sich solcherart vereinnahmen und als Galionsfigur für das noch immer stark schwankende Schiff Europa verwenden läßt. Auf der andern Seite will ich jedoch diese Möglichkeit nicht gänzlich ausschließen. Ich will vielmehr das Für und Wider erörtern und die Frage stellen, ob die in der Tat so komplizierte Zuordnung Canettis zu einer spezifischen Ethnie und Nationalität, zu einer bestimmten politischen und gesellschaftlichen Formation, zu einem beschreibbaren Wurzelgrund dessen, was man als Herkunft und Geborgenheit von Heimat bezeichnet, in der Tat die Vorwegnahme sein könnte von einer gesellschaftlichen und kulturellen Existenz, die nicht an die engen politischen Grenzziehungen eines einzelnen Staates, einer einzigen Gesellschaft, einer einzigen nationalen Kultur gebunden ist und faktisch auf so etwas vorausdeutet, was momentan wohl noch Züge einer Utopie trägt: sich nämlich einer übergeordneten politischen und gesellschaftlichen Körperschaft zuzurechnen, die sich im Bilde Europas konkretisieren könnte. Ich begeben mich also bei Canetti auf die Spurensuche.

Ziemlich zu Anfang der „*Geretteten Zunge*“, des ersten Bandes seines Lebensromans, der zusammen mit den Folgebänden „*Die Fackel im Ohr*“ und „*Das Augenspiel*“ Canetti jene große literarische Öffentlichkeit verschaffte, auf die er Jahrzehntlang verzichten mußte, findet sich die Beschreibung eines von seinem Vater inszenierten kindlichen Spiels, das fast allegorische Züge trägt:

Ich bekam ein ‚puzzle‘ zum Geschenk: die farbige Karte Europas, auf Holz aufgeklebt, war in die einzelnen Länder zersägt worden. Man warf die Stücke alle auf einen Haufen und setzte blitzrasch Europa wieder zusammen. So hatte jedes Land seine eigene Form, mit der meine Finger sich vertraut machten und eines Tages überraschte ich den Vater mit der Behauptung: ‚Ich kann es blind!‘ ‚Das kannst du nicht,‘ sagte er. Ich schloß fest die Augen und fügte Europa blind zusammen. ‚Du hast geschwindelt,‘ sagte er, ‚du hast zwischen den Fingern durchgeschaut.‘ Ich war beleidigt und bestand darauf, daß er mir die Augen zuhielt. ‚Fest! Fest!‘ rief ich aufgeregt und schon war Europa wieder beisammen. ‚Wirklich, du kannst es,‘ sagte er und lobte mich, kein Lob ist mir je so teuer gewesen. (Canetti, 1977)

Warum hat das Lob des Vaters für den Jahrzehnte später schreibenden Canetti diesen hohen Stellenwert? Es geht ja nicht allein um die Demonstration der Geschicklichkeit eines hochbegabten und hochmotivierten Kindes, das seinen sehr früh verstorbenen Vater abgöttisch verehrt hat und dem jede Erinnerung an ihn so teuer ist. Der damals schon siebzigjährige Canetti, der diese Episode aufschreibt, sieht durchaus das Exemplarische dieses Vorgangs: ein geographischer und politischer Raum, der damals noch in Mitteleuropa von dem Habsburgischen Vielvölkerstaat Kakanien zusammengebunden wurde und schon wenige Jahre später in den Zerstörungsexzessen des ausbrechenden Ersten Weltkriegs endgültig zerbrach und sich in eine Vielzahl von kleinen miteinander konkurrierenden Nationalstaaten auflöste - die sprichwörtliche Balkanisierung - wird in dem kindlichen Spiel als geographische Einheit erfahren, die eine ideelle Bedeutung hat und jedem isolierten Nationalismus oder Patriotismus weit überlegen ist.

Canetti lebte in den ersten Jahren seiner Kindheit an der Peripherie dieses politischen und kulturellen Raums, er war hineingeboren in eine Region, die unterschiedliche politische Zuordnungen erfahren hatte, die Stadt Rustschuk an der Grenze zu Rumänien und nur durch die Donau getrennt, die nicht weit von hier in das Schwarze Meer einmündet. In Rustschuk überlagerten sich in wechselnden Abständen die osmanischen, habsburgischen und bulgarischen Herrschaftszeichen. Hinzu kam, dass Canetti in eine sephardische Familie hineingeboren war, deren Vorfahren im 15. Jahrhundert aus Spanien vertrieben worden waren und im damaligen osmanischen Reich dankbar die angebotene Bleibe angenommen hatten und sich in einer ethnischen Nische ihre Sprache und ihre kulturelle Eigenart bewahrt hatten. Aus dieser geographischen Perspektive betrachtet, war Europa das Inbild einer dem Fortschritt verschriebenen weiterentwickelten besseren Welt. In der „*Geretteten Zunge*“ heißt es dazu:

Die übrige Welt hieß dort Europa, und wenn jemand die Donau hinauf nach Wien fuhr, sagte man, er fährt nach Europa, Europa begann dort, wo das türkische Reich einmal geendet hatte. (Canetti, 1977; S. 9)

Ist es übertrieben zu folgern, dass diese besondere Herkunftssituation für den Blick Canettis auf Europa konstitutiv war, dass die nicht vorhandene patriotische Identifikation mit einem bestimmten staatlichen Gebilde für die Entwicklung Canettis bestimmend wurde? Zumal ja auch das in Canettis

Familie wegfiel, was im orthodoxen Judentum dieses Vakuum besetzt und es mehr als kompensiert: nämlich die in der religiösen Tradition und ihrem verbürgten Regelwerk gründende Existenz einer aktiv bejahten jüdischen Gemeinde. Es fehlte also bei Canetti von Anfang an die spontane Identifikation mit dem, was Vaterland und Muttersprache metaphorisch festschreiben als Fundamentalien des Geburtslandes in einer Heimatregion, mit deren kultureller Geschichte und politischer Entwicklung man so symbiotisch verwächst, dass man die solcherart an einen weitergegebene kollektive Identität als Fundament der eigenen Identität ganz selbstverständlich akzeptiert.

Nun könnte es nahe liegen, in dieser lebensgeschichtlichen Ausgangssituation Canettis das angelegt zu finden, was als Multikulturalität den populären kulturpolitischen Diskurs in unserer Gegenwart bestimmt und geradewegs auf das schönfärberische Bild Europas zueilt als großes Haus mit vielen unterschiedlichen Räumen für unterschiedliche Bewohner, aber unter einem gemeinsamen Dach: ein Haus, das die patriotischen Wagenburgen der einzelnen Ethnien hinter sich gelassen hat und eine Gemeinsamkeit des Miteinanderexistierens verwirklicht, in der Differenzen und Unterschiede nicht gleichmacherisch eingeebnet werden, sondern in ihrer kulturellen Vielfalt nebeneinander bestehen. Die Gleichung, die Canetti zum Vorläufer einer solchen Entwicklung machte und die Vielfalt seiner lebensgeschichtlichen Entwicklung zu einem solchen Bildmuster verfestigte, ginge allzu glatt auf.

Denn tatsächlich war es so, dass Canetti immer am Rande gelebt hat, gleichgültig, wo er sich aufhielt, immer in der Exterritorialität, ob er nun in Bulgarien lebte, in der Schweiz, in Deutschland, in Österreich oder in England, wo er in gewisser Weise die meiste Zeit seines Lebens verbrachte. Auch die beiden Pässe, die er zeit seines Lebens besessen hat, den türkischen und den englischen, beantworten eigentlich nicht die Frage, welcher Wirklichkeit er sich tatsächlich zugehörig gefühlt hat. Es ist aufschlussreich, dass John Bayley in seinem bewegenden Buch über seine im Alzheimer-Syndrom verdämmernde Frau, die Schriftstellerin Iris Murdoch, Canetti keineswegs als akzeptierte schriftstellerische Autorität in damaligen britischen Intellektuellenkreisen beschreibt, sondern als Einzelgänger und enigmatische Figur, an deren Aura er dennoch keinen Zweifel:

Es gibt einen Typ von literarischer Persönlichkeit, der so beeindruckend und großartig ist, daß sich die Frage nach seiner Bescheidenheit, seinem Image oder seiner Pose kaum jemals stellt. Eine dieser Persönlichkeiten war ein Schriftsteller [Elias Canetti], den ich bereits erwähnt habe und den ich in meiner Anfangszeit mit Iris bei mir immer das ‚Monster von Hampstead‘ genannt habe [...] Ich bin

dem Dichter hin und wieder begegnet, habe aber nur ein einziges Mal – auf einer Literaturgesellschaft – mit ihm gesprochen. Er fragte mich bei dieser Gelegenheit, was ich von ‚King Lear‘ halte. Auf eine solche Frage läßt sich immer schwer antworten [...] Er schwieg weiterhin – eine lange Zeit, wie mir schien. Schließlich sprach er. ‚Freunde sagen mir, daß mein Buch nicht zu ertragen sei,‘ sagte er. Zum Glück wußte ich, daß er von seinem langen Roman ‚Die Blendung‘ sprach und nickte ernst. Wieder schwieg er. ‚König Lear‘ ist auch nicht zu ertragen,‘ erklärte er schließlich. Ich verneigte mich. Ein größeres Kompliment würde man Shakespeare und seinem Meisterwerk nicht machen können. [...] Der Magier schlug einen zweifelsohne in seinen Bann. (Bayley, 2000; 156-157)

Canetti war der Fremdling, der kaum mit einem der Anwesenden redete und einen frischgebackenen jungen Bestseller-Autor, der ihn forsch nach seiner Meinung zu seinem Buch befragte, mit einer solchen gestischen Ironie abfertigte, dass dieser sich bestürzt davon schlich. Bayley fährt fort:

„Er [Canetti] ignorierte alle anwesenden Schriftsteller, Intellektuellen und sonst wichtigen Leute, wodurch er sie zu zwingen schien, ihn auch zu ignorieren. Nach jenem Zusammenstoß bewegte er sich völlig unbefangen umher, allein, von allen gemieden. Keiner wagte ihn anzusprechen.“ (Bayley, 2000; S. 158)

Das ist sicherlich eine historische Momentaufnahme, und ich muß gestehen, dass ich Canetti 1970, als sein Ruhm sich in Deutschland auszubreiten begann, ganz anders kennen gelernt und erlebt habe: als begnadeten unermüdlichen Erzähler, der mit seiner rastlosen Lebendigkeit eine Gruppe von Menschen in seinen Bann ziehen konnte. Das Isolations-Trauma, unter dem er zweifelsohne früher gelitten hat, begann damals eher der Freude darüber zu weichen, dass man sich für seine literarischen Arbeiten zu interessieren begann. Ich erinnere mich an persönliche Gespräche, in denen er sich darüber beklagte, dass die führenden deutschen Autoren in den 60er und 70er Jahren nie ein Interesse an seinem literarischen Werk bezeugt hätten. Martin Walser sei fast der einzige gewesen, der ihn in dieser frühen Zeit in London besucht und seine Verbundenheit mit seinem literarischen Werk bezeugt hätte. Und selbst, als er in die Berliner Akademie der Künste aufgenommen worden sei und öfter an Sitzungen der Literaturklasse teilgenommen habe, sei der Kontakt zu Autoren wie Günter Grass, Uwe Johnson oder Peter Weiss auf eine freundliche Distanz beschränkt geblieben. Am Ende seines Lebens, nach dem Tode seiner zweiten Frau und der Verleihung des Nobel-Preises hat er sich dann wieder in eine diesmal selbst gewählte Isolation zurückgezogen.

In der Phase jedoch, als die Öffentlichkeit ihn wahrzunehmen begann, hätte er seine Isolation gern aufgeben. Als Beispiel des

polyglotten, sich überall zu Recht findenden und sich auf jede politische und kulturelle Situation souverän einstellenden Homo literatus, dessen eigentliche Heimat seine Bücher sind und dessen wegweisende lebensgeschichtliche Beweglichkeit und Flexibilität ihn in den unterschiedlichsten Sprach- und Völkergemeinschaften vorübergehend heimisch werden ließ, ist er nur mit Einschränkungen anzusehen. Sicherlich, diese faktische Mobilität läßt sich an seiner Lebensgeschichte ablesen, aber es sind weitgehend doch äußere Faktoren, die diese Entwicklung determiniert haben. Es handelt sich also nicht um einen selbstbestimmten Lebensentwurf. Das wird niemand in Frage stellen, der sich die Verfolgung der sephardischen Juden 1492 durch das brutale Unterdrückungs- bzw. Vertreibungs-Edikt der katholischen Majestäten Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragon vergegenwärtigt oder der an die andere noch schrecklichere Vertreibung denkt, mit der der Nationalsozialismus unzählige jüdische Intellektuelle und Schriftsteller zum Exodus, soweit er denn noch möglich war, veranlasste. Dass die Kenntnis der englischen Sprache und Lebenskonventionen in die Kindheit Canettis zurückweist, hat mit der wirtschaftlich motivierten Migration der Familie nach Manchester zu tun, wo sich der Vater in der Firma des reichen Onkels Salomon größere Sicherheit versprach. Canetti hat über diese Kindheitserfahrung in der „*Geretteten Zunge*“ berichtet, vor allem auch über den unerwartet frühen Tod des Vaters.

Die vom Zufall der Zeitgeschichte und zum Teil auch von den Entscheidungen der Mutter bestimmte Migrationsbewegung der Familie mit unterschiedlichen räumlichen Stationen – nach Rustschuk und Manchester, Wien, Zürich, Frankfurt – ist auch mit Schmerzen und Verlusten verbunden gewesen. Der Weggang aus Zürich, wo der junge Canetti sich am stärksten heimisch gefühlt hat, wird im Rückblick als Vertreibung aus dem Paradies empfunden und der Engel mit dem Schwert, der die Vertreibung initiiert, ist die Mutter.

Als Canetti 1981 überraschend den Nobelpreis erhielt – „A Dark Horse“ titelte „Time Magazin“ damals die knappe Laudatio auf ihn, mit andern Worten: kaum einer der literarischen Auguren hatte ihn auf der Rechnung -, ergab sich ja die merkwürdige Situation, dass sich auf einmal die unterschiedlichsten Sprach- und Kulturräume, die mit seiner Entwicklungsgeschichte verbunden sind, in ihm repräsentiert fanden. Offiziell gilt er auf Grund seines britischen Passes und seines langjährigen Hauptwohnsitzes als britischer Nobelpreis-Träger. Aber da er ja auch bis zuletzt über den türkischen Paß verfügte und die

Familie seines Vaters ihre Wurzeln im türkischen Edirne hat, hätten ihn ja auch die Türken für sich reklamieren können, zumal die Vorfahren seiner Familien Jahrhunderte lang dankbar die Toleranz des osmanischen Reiches in Anspruch nahmen.

Da er in Rustschuk in einer bulgarischen Sprachregion aufgewachsen ist, leuchtet es ebenso ein, dass das heutige Bulgarien ihn als Teil der eigenen kulturellen Tradition empfindet. Vergewenwärtigt man sich, dass den frühkindlichen Erfahrungen die stärkste Prägekraft für die Entwicklungsrichtung in der Persönlichkeitsbildung zukommt, läßt sich das keineswegs von vornherein in Frage stellen.

Daß freilich auch das heutige Spanien- sozusagen 500 Jahre zurück – sich seiner sephardischen Vorfahren wegen in Canetti mitgehört fühlte, Canetti gar zum Ehrenbürger der zwischen Cuenca und Valencia gelegenen Ursprungsstadt der Familie Cañete ernannte und in Festakten feierte², trägt schon eher kuriose Züge. Vor allem wenn auch die gewisse, von Canetti eher kritisch registrierte Arroganz der Mutter gegenüber anderen jüdischen Gruppierungen, die Canettis seien doch „de buena familia“, umgedeutet wird in den „Stempel des alten kastilischen Adels“³, jenes Adels, dessen rassistische und religiöse Intoleranz die Vorfahren seinerzeit aus Spanien vertrieb. Zwar ist das Ladino oder Spaniolisch die überkommene Sprache der Sepharden, die auch Canetti als Kind am frühesten lernte und auch später hat er im persönlichen Gespräch immer wieder erwähnt, seine Sprachmelodie im Deutschen sei von der Schnelligkeit des Sprechens im Spanischen geprägt, aber aus diesem Sachverhalt zu folgern: „Elias Canetti fühlt sich als spanischer Schriftsteller“⁴, ist schon eine reichlich kühne Behauptung.

Gewiß, auch die Österreicher haben ihn für sich reklamiert und ihn als einen der letzten Traditionsväter einer austriakischen Literatur angesehen, die vom verliehenen Nobelpreis nobilitiert wurde. Nicht ganz überzeugend zwar, aber auch nicht ganz zu Unrecht, da sowohl Canettis großer Roman „*Die Blendung*“ als auch seine Stücke, vor allem „*Die Hochzeit*“, in einer

² Dazu ausführlich Roberto Corcoll Calsat in seinem Beitrag „Elias Canetti und Spanien“, in: *Hüter der Verwandlung. Beiträge zum Werk von Elias Canetti*, München 1985, S. 111-120.

³ Zitiert nach Calsat, S. 118, er zitiert hier allerdings aus der Canetti-Laudatio von D. Enrique Dominguez Millán, dem damaligen Präsidenten der Academia Conquense de Artes y Letras.

⁴ So der Titel eine Würdigung, die damals in der spanischen Zeitung „La Vanguardia“ erschien, vgl. Calsat, S. 114.

spezifischen österreichischen Wirklichkeitserfahrung und in den Traditionen der Wiener Volkskomödie, Nestroys und seinem Wiederentdecker Karl Kraus verwurzelt sind. Canetti selbst hat sich in seiner Rede zum Nobelpreis auch zur Patenschaft jener großen Autoren bekannt, die als letzte noch in dem Traditionszusammenhang einer vom Habsburgischen Mythos getragenen Literatur geschrieben haben, und sich vor ihnen verbeugt: also vor Franz Kafka, Robert Musil und Hermann Broch. Aber ist er damit schon ein österreichischer Autor?

Oder läßt er sich gar als deutschsprachiger Autor einer genuin deutschen Tradition zuschlagen? Da Deutsch die Sprache seiner Literatur ist, eine Sprache, die er von der Besudelung durch die Nationalsozialisten zu reinigen versuchte und gereinigt hat, gibt es Gründe, die auch dafür sprechen. Canetti hat diese Vereinnahmungen am Ende seines Lebens mit freundlicher Distanz erduldet, aber an seiner transitorischen Lebensform, die die Arbeitsexistenz in London mit der Familienexistenz in Zürich alternierend verband, nichts verändert. Er nahm die Rituale des Ruhms, die ihm solange vorenthalten worden waren, freundlich in Kauf, aber hat sich ihnen am Ende dann wieder verweigert. Als kultureller Würdenträger einer bestimmten nationalen Gruppe gefeiert zu werden, war ihm eher ein Gräuel. Ihn in einem bestimmten realen historischen Umfeld unterzubringen, scheint vergeblich zu sein.

In den „*Stimmen von Marrakesch*“, diesem – mit den Worten von John Bayley - „einzigartigen Reisebuch, das neben ‚Der andere Prozeß‘ das formal gelungenste seiner Werke ist.“⁵ findet sich jene Stelle, die beschreibt, wie Canetti scheinbar planlos in der Mellah, der jüdischen Altstadt von Marrakesch flanierend, zu jenem Platz kommt, der in einem epiphanischen Erkenntnisblitz als utopischer Ort seiner Existenz erfahren wird:

„Ich spürte, wie alles ärmer wurde, je tiefer ich in die Mellah eindrang. [...] Ich befand mich jetzt auf einem kleinen rechteckigen Platz, der mir als das Herz der Mellah erschien. [...] Mir war zumute, als wäre ich nun wirklich woanders, am Ziel meiner Reise angelangt. Ich mochte nicht mehr weg von hier, vor Hunderten von Jahren war ich hier gewesen, aber ich hatte es vergessen und nun kam mir alles wieder. Ich fand jene Dichte und Wärme des Lebens ausgestellt, die ich in mir selber fühlte. Ich *war* dieser Platz, ich bin immer dieser Platz.“⁶

⁵ „Canetti und Macht“ [Anm. 1], S. 146.

⁶ Zitiert hier nach der Erstausgabe in der Reihe Hanser, München 1968, S. 43 u. 45.

Das ist „Kein Ort. Nirgends“⁷, der utopische Ort schlechthin, der die Gegenwärtigkeit der Wirklichkeit wie eine Spiegelwand aufstößt und in einem sich zur Vergangenheit öffnenden Zeit-Stollen eine transpersonale Erfahrungsintensität erkennbar werden läßt.

Ich kehre an dieser Stelle nochmals zu dem zu Anfang zitierten kindlichen Spiel des jungen Canetti zurück, das Puzzle Europa, das er, ohne hinzusehen, blitzschnell zusammensetzen konnte. In gewisser Weise habe ich – mühseliger und langsamer - etwas Ähnliches versucht: nach Belegen, biographischen Indizien und Verweisen Ausschau gehalten, die sich als Teile zu einem anderen Puzzle ergänzen, das die Überschrift tragen könnte: die europäische Verortung des Schriftstellers Canetti. Nein, ein perfektes und selbstevidentes Bild ist dabei nicht zustande gekommen. Die einzelnen Teile passen nicht fugendicht zusammen, sie überlagern und überlappen sich und statt der gewünschten bildlichen Eindeutigkeit kommt eher ein Rebus zustande, ein verrästeltes, vieldeutiges Bild, das keine eindeutige Botschaft enthält. Vielleicht muß man die Perspektive verändern und die universalistische Projektion, die ja auch von der Erkenntnisanstrengung Canettis beeinflusst ist, die aufgespaltene Vielheit des Wissens nochmals in seinem Kopf zu vereinigen und so etwas wie polyhistorische Ganzheitlichkeit noch einmal zu verwirklichen, hinter sich lassen und statt dessen eine andere und neue Signatur erkennen, die freilich gleichfalls antizipatorisch ist. Ich will das zum Schluß nur kurz andeuten.

In dem Diskurs über Multikulturalität, der sich im letzten anderthalb Jahrzehnt vor allem in den USA entwickelt hat – es sei nur an Homi K. Bhabha und sein Buch „the location of culture“ (Bhabha, 1994) erinnert – ist das Konzept einer national bestimmten kollektiven Identität weitgehend aufgegeben worden und damit auch der Assimilationszwang für den Neuankömmling in dieser Gesellschaft, der von außen her und mit einem ganz andern ethnischen und kulturellen Hintergrund in das Regelsystem der für ihn neuen gesellschaftlichen Formation eintritt. Auch das Konzept einer europäischen Identität wäre ja letztlich nur die Hypostasierung der alten nationalen kollektiven Identität, die sich im politischen und kulturellen Raum Europas sozusagen mit zusätzlichen Facetten ergänzt und mit neuen Energien auflädt, aber doch das Grundmuster des spezifischen nationalen Ursprungs immer noch erkennen läßt. Der Assimilations-Imperativ für den aus einem ganz anderen

⁷ So der Titel von Christa Wolfs Günderrode-Kleist-Erzählung, Darmstadt 1980.

historischen und kulturellen Ursprungsland in diese sich neu formierende kollektive Identität Endringenden – sagen wir, für einen Zuwanderer aus dem asiatischen Raum, der beschließt in Europa zu leben – bleibt jedoch nach wie vor bestehen. Tatsächlich entsteht jedoch etwas Neues. Mit den Worten der amerikanischen Literaturhistorikerin Elisabeth Bronfen, die heute in Zürich tätig ist und unter dem Titel „Hybride Kulturen“ (Bronfen, 1977) einen informativen Reader zu dieser Diskussion herausgegeben hat:

denn gerade indem das Andere seine Stimme erhebt in einem Diskurs, der es ausgeschlossen hatte, und auf Berücksichtigung seiner Autonomie beharrt, kann sich ein dritter Ort öffnen, an dem sich Geschichte als Fortschreibung der *différance* ereignet. Das Konzept polyphoner und hybrider Kulturen ermöglicht es, über die Utopie *kultureller Vielfalt* hinauszugehen, in der die jeweils andere Kultur immer noch ein Objekt möglichen Wissens und abschließenden Verstehens ist. (Bronfen, 1977; 11-12)

Das Ergebnis sind also nicht Assimilation und Angleichung und damit auch Ausblendung der eigenen kulturellen Herkunft, sondern Kombination und Transformation zu etwas Neuem, das als hybride Identität beschrieben wird im Sinne des botanischen Grundbegriffes, der hier verwendet wird: dass durch Vermischung und Symbiose neue Pflanzenformen entstehen. Es sind die „Imaginary Homelands“, die der indisch-britische Autor Salman Rushdie im Titel eines seiner Essaybände beschwört (Rushdie, 1991). Rushdie, der von sich bekannt hat: „Mein Indien beruhte schon immer auf den Ideen von Vielfalt, Pluralismus, Hybridität.“⁸ fungiert denn auch als eines der Schlüsselbeispiele in diesem Diskurs über Multikulturalität. In der ihr eigenen pathetischen Sprache führt Elisabeth Bronfen über Rushdie aus:

„In ihrer eindrucklichen Bildkraft beschreibt Rushdies [in seinen ‚Satanischen Versen‘] hybride, zusammengestoppelte, aus Sammelsurium und Mischmasch gebastelte Welt des Migranten die ontologische Grundsituation des postmodernen Menschen.“ (S. 29)

Sieht man einmal von dem „wildem Theorie-Kauderwelsch“⁹ dieser Formulierungen ab, so träfe diese Feststellung in gleicher Weise auf Canettis zwischen den unterschiedlichen Ethnien, Sprachen und Kulturen wechselnde schriftstellerische Identität zu. Er wäre in diesem Sinne bereits der Autor einer neuen sich durch Mischung und Vielstimmigkeit bestimmenden

⁸ Zitiert hier nach der Einleitung von Bronfen zu dem genannten Reader, S. 28.

⁹ Eine Formulierung Bronfens, die in ihrer Einleitung dabei auf Bhabha zielt, vgl. S. 7.

gesellschaftlichen Lage, lange bevor die kulturwissenschaftlichen Diskurse dem in der Theorie vorgearbeitet haben. Es ist mehr als eine Pointe, dass Rushdie, der Kronzeuge einer solchen hybriden Existenzform, berichtet hat, dass gerade Canetti es gewesen ist, der ihm den Glauben an die künstlerische Kraft des Romans zurückgegeben hat und der als Leitfigur seinen literarischen Weg bestimmte:

„Ich war gerade neunzehn Jahre alt, als ich ‚Die Blendung‘ zum ersten Mal las, und trug mich bereits mit Phantasien über meine künftige Laufbahn als Romanschriftsteller. Zu der Zeit [...] las ich Alain Robbe-Grillet, Nathalie Saurault und Marguerite Duras, deren Bücher so frostig waren, daß sie in mir die Überzeugung weckten, daß der Roman tot und dies hier die Leichen waren. [...] Als ich das Buch [‚Die Blendung‘] las, erfüllt von all dem Ehrgeiz und der Arroganz meiner neunzehn Jahre, spürte ich nicht nur, daß da noch Leben in der alten Form steckte, sondern erfuhr auch etwas über das, was mir als ‚Schreiben‘ vorschwebte. Ich kam zu dem Schluß, alles, was ich zu tun hätte, sei – wie Canetti – umfassende Bildung und imponierende strukturelle Kompliziertheiten mit einer Art von strahlenden komischen Kulleraugen zu vereinen; und natürlich würden meine Bücher, wie ‚Die Blendung‘, wunderbar leicht zugänglich sein.“¹⁰

In aller Vorsicht formuliert: In der Kontinuität, die sich hier von Canetti zu Rushdie abzeichnet, wird auch die Möglichkeit einer Antwort sichtbar, die gleichfalls für diesen außerordentlichen Autor Elias Canetti gelten könnte.

LITERATURVERZEICHNIS

Bayley, John (200), *Elegie für Iris*, München, S. 156-157.

Bhabha, Homi K. (1994), *The location of culture*, London u. New York.

Bronfen, Elisabeth (1977), *Hybride Kulturen. Beiträge zur angloamerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen.

Canetti, Elias (1977), *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*, München.

Rushdie, Salman (1991), *Imaginary Homelands. Essays and Criticism 1981-1991*, London, Granta.

¹⁰ Rushdie: „Die Schlange der Gelehrsamkeit windet sich, verschlingt ihren Schwanz und beißt sich selbst entzwei“, in: *Hüter der Verwandlung. Beiträge zum Werk von Elias Canetti*, München 1985, S. 85-89, Zitat S. 85.